

Tour der France **Im Abenteuerland**



Bauer am Strand bei Charrone Foto:

Fellbach/La Rochelle - Ein Dutzend Touristen stehen unschlüssig am Ufer der Hafeneinfahrt von La Rochelle. Mal richten sie ihre Fotoapparate auf ein heimkehrendes Fischerboot, mal auf die Altstadtfront. Als ich an ihnen vorbeifahre, geht ein Ruck durch die Gruppe: Alle Kameras folgen mir. Zwei Männer stupsen ihre Partnerinnen an und zeigen auf mich. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Das Fahrzeug, auf dem ich unterwegs bin, ist ein dreieinhalb Meter langes, quietschgelbes Postfahrrad mit einrädriem Anhänger. Dieser trägt, in einem leuchtend gelben Seesack verstaut, meinen Rucksack, fünfundvierzig Radwanderkarten, vier Liter Wasser und eine unvernünftige Menge Schokoladenkekse.

So ausgerüstet, beginne ich meine Tour de France. Die Atlantikküste südwärts bis Bayonne, die Pyrenäen entlang über Lourdes, Toulouse und Carcassonne bis nach Marseille, nördlich über Lyon bis nach Strasbourg, durch die Champagne bis nach Rouen und durch die Normandie und die Bretagne zurück nach La Rochelle.

Die ersten anderthalb Wochen meiner Reise sind nicht mehr als eine Aufwärmübung für das, was mich am Nordrand der Pyrenäen erwartet. Dort legt mir die Strecke täglich neue Anstiege in den Weg. Mein Wasserverbrauch steigt auf sieben Liter pro Tag. Das T-Shirt klebt wie eine zweite Haut an mir. Die baskische Sonne presst mich aus wie eine reife Orange.

Als ich wieder eine Anhöhe erklommen habe, taucht dahinter ein Haufen auf- und abspringender Menschen vor mir auf. Sie schlagen auf Trommeln, die sie um die Hüften gebunden haben.

Männer, Frauen, Kinder, Hunde laufen ungeordnet durcheinander. Gerade frage ich mich, ob ich an einem traditionellen Ritus teilnehme oder ohne mein Wissen für die Loslösung des Baskenlands von Frankreich demonstriere, als ein weißhaariges, spindeldürrs Männchen wie ein Wurfgeschoss aus einem Tross tanzender Männer geschleudert wird und in meine Flanke prallt. „Aïe, faut faire gaffe, putain!“, schreit er den feierwütigen Jugendlichen hinterher, was an dieser Stelle unübersetzt bleiben soll. „Versuchen Sie erst mal, ein Postrad hier hindurch zu schieben“, merke ich in meinem besten Französisch an, während wir unsere Seiten massieren – er seine rechte, ich meine linke. „Mein Gott, wohin wollen Sie denn mit diesem Ding?“ – „Einmal um Frankreich herum.“

Ich will das Land von seinen Rändern her kennenlernen

Ich bin schon viele Male in Frankreich gewesen. Doch je öfter ich herkomme, so mein Eindruck, desto weniger weiß ich von dem Land. Darum will ich es nun anders kennenlernen, von seinen Rändern her.

Was feiert ihr da eigentlich?“, frage ich den Alten. „Keine Ahnung“, sagt er reflexartig. „Mann, ich weiß es wirklich nicht! Es gibt bestimmt einen Anlass für das hier. Aber soweit ich mich erinnere, ist es seit siebenundzwanzig Jahren halt so, dass der Bürgermeister zum Fest einlädt, und alle machen mit.“ Die Franzosen haben sie also nicht verloren, denke ich, die Augenblicksbezogenheit und die Gabe, aus den Umständen das Beste zu machen, die mich bei jedem Frankreichaufenthalt beeindruckt hat. Meine Leidenschaft für alles Französische hat mir manche Diskussion mit kulturgeschockten Frankreichbesuchern eingebracht, die von der vermeintlichen Arroganz abgeschreckt wurden. Ich übernehme dann stets die Rolle des Verteidigers. Ein nicht geringer Teil von mir findet sich nämlich im Spielerischen und (Lebens-)Künstlerischen wieder, das man gern mit den Franzosen assoziiert. Ja, vielleicht auch in der eigenbrötlerischen Schrulligkeit, dem zur Schau gestellten Individualismus.

Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass es Frankreich in Zeiten, in denen der Massentourismus inzwischen exotischere Ziele bevorzugt, nicht mehr mit spielerischer Lässigkeit schafft, sich als Mekka aller kultivierten Genussmenschen zu präsentieren. Im Land selbst rangieren inzwischen sogar die Ungarn in Sachen Liebeskunst vor den eigenen Einwohnern. Die Ungarn!

Die Lust am Fabulieren, der Hang zur gezielten Übertreibung sind den Franzosen geblieben. Mancher mag vielleicht anmerken, dass es gerade deswegen kein Wunder ist, dass ausgerechnet der Hahn zum Nationalsymbol avanciert ist, ein Tier, das sich gern aufplustert und auch dann lauthals kräht, wenn es mit beiden Beinen im Mist steht.

Aber, im Ernst: wer verzeiht das den Franzosen nicht, wenn er, wie ich, gerade in einer der schönsten Ecken Südfrankreichs unterwegs ist? Von den Bergspitzen der Pyrenäen, die sich halbkreisförmig im Südosten aufgestellt haben, scheinen Schneefelder Morsezeichen herabzublinken. Darüber sind Andeutungen von Wolken fein wie Zuckerwatte in den Himmel

gestreut. Kirchturmspitzen lugen neugierig aus Talmulden, in denen sich reizende Dörfchen und ausgedehnte Gehöfte verstecken. Kurz vor Oloron-Sainte-Marie stürzt die Straße der Stadt entgegen und katapultiert mich direkt vor eine Herberge. Dort suche ich das hauseigene Restaurant auf – und treffe auf eine alte Bekannte. Es war Liebe auf den ersten Blick, als wir damals in einer bretonischen Küstenkneipe aufeinandertrafen. Zuerst fand ich sie einfach nur süß. Dann aber offenbarte sie mir nach und nach ihr wahres Wesen und stürzte mich in eine lang anhaltende Sehnsucht, die mich bis heute nicht losgelassen hat.

Île flottante, „treibende Insel“, nennt sich die Köstlichkeit, von der die Rede ist. Damals wusste der bretonische Kellner nicht, was er auslöste, als er nach dem Hauptgang einen tiefen Teller mit Vanillesoße vor mich stellte, aus dem ein kleiner Berg aus geschlagenem Eiweiß und reichlich Zucker ragte. Sorgsam darauf bedacht, den Löffel jeweils höchstens halb zu füllen, schiebe ich mir, wie beim ersten Mal, diesen Leckerbissen in den Mund und schmecke mit geschlossenen Augen.

Leider sind in Frankreich nicht alle Mahlzeiten so ein Hochgenuss. Genau wie die Liebesbereitschaft der Damen, der Baguettekonsum und die Anzahl der Baskenmützen wird auch die Qualität des französischen Frühstücks überschätzt. Meist reicht man mir morgens nur zwei Scheiben Toast, ein Flugzeugpäckchen Butter und einen Klecks Marmelade zu wässrigem Kaffee oder dickflüssiger Schokolade. Dabei hätte ich eine Stärkung echt nötig.

Als ich mein Postrad westlich aus Rouen lenke, fühle ich mich in den späten Abend versetzt, obwohl es noch früh am Mittag ist. Das Sonnenlicht besitzt in Nordfrankreich keinen klaren Fokus. Es umhüllt Dinge eher, statt sie zu erhellen. Aber trotzdem: ist das hier noch Rouen, ist das noch die Normandie oder bereits Mordor, das dunkle Schreckensreich aus „Der Herr der Ringe“? Parallel zu den rostigen Schienen eines Industriegebiets, auf denen Güterzüge entlangkriechen, folge ich dem Verlauf einer pitschnassen Asphaltstraße. Lastwagen mit stinkender Ladung überholen mich so eng, dass mein linker Ellbogen ihre rechte Wand entlangstreift. Überall um mich herum verpesten Fabrikanlagen die Luft. Güterzüge schreien in jeder Kurve auf, als fahre ein Riese mit Kreide über eine gigantische Schreibtafel. Zu allem Überfluss sammeln über mir schwarze Wolken Energie für eine Entladung von Kraft und Wut.

Ein Lastwagen überholt mich noch etwas dichter als seine Vorgänger. Ich spüre, wie mein Ellbogen auf hartes Metall stößt und reiße vor Schreck den Lenker nach rechts, rumple über den hohen Bordstein und fahre in einen Glasscherbenhaufen. Alle drei Reifen kaputt. Ich will mein Flickzeug aus dem Rucksack holen. Meine Funktionskleidung, mein treues Minizelt, der nagelneue Schlafsack, der Proviant: alles schwimmt in einer zähen Suppe aus Wasser, das eine ungute Koalition mit dem Schmutz der vergangenen fünf Wochen eingegangen ist. Halb aufgelöste Brot- und Käsereste treiben umher, Ölrückstände, Kugelschreiber und irgendwo wahrscheinlich auch die Überreste des Flickzeugs. Es bleibt mir nichts übrig, als meine Siebensachen zurück in den Rucksack zu stopfen und mein Rad durch das Industriegebiet zurück in die Innenstadt von Rouen zu schieben. Nach einer halben Minute bricht aus den

Wolkengebirgen über mir ein Niederschlag, der seinem Namen alle Ehre macht. Vier Stunden Fußmarsch liegen vor mir. Reisen wie Gott in Frankreich.

Ich suche bewusst den Kontrollverlust

So ähnlich ist es mir auf meiner Tour oft ergangen. Ich suche ja bei meinen Touren auch bewusst den Kontrollverlust und empfinde es als befreiend, dass ich mittags nicht weiß, wo ich abends sein werde. Ich gebe den Dingen die Gelegenheit, mich zu überraschen, vermutlich eine sehr französische Art zu reisen. Solchen Gedanken nachhängend, fahre ich am letzten Tag meiner Frankreichumrundung südwärts – auf einem Leihfahrrad. In Charrone, kurz vor dem Ziel, ist mein quietschgelbes Postrad zusammengebrochen. Aber ich mach weiter! Vor mir taucht eine Insel im Atlantik auf, die über eine gigantische Brücke mit dem Festland verbunden ist. Am diesseitigen Ufer kann ich die ersten Dächer von La Rochelle erkennen. Ich brause voran, als hätte ich mich in einen Eisenspan verwandelt und würde nun von einem überdimensionierten Magneten angezogen. Ich fliege dem Ausgangspunkt und Ziel meiner Tour entgegen. Und falle La Rochelle in die Arme. Als ich das Ortsschild passiere, nehme ich die Hände vom Lenker, schicke das Leihrad unter mir auf einen Schlingerkurs und gebe Laute der Freude von mir. Eine Dame glotzt mich eine Weile an und tippt sich an die Stirn.

Ein Radwegsystem führt mich durch lang gezogene Grünanlagen und setzt mich schließlich am alten Hafen ab, wo alles begann. Ich habe viel gesehen in den vergangenen sieben Wochen. Ich habe in der Nähe des „Palais Idéal“ übernachtet, an dem der Briefträger Ferdinand Cheval mehr als dreißig Jahre baute. Täglich nahm er dafür auf seinem Arbeitsweg einen besonderen Stein, einen Kiesel, eine Muschel oder Ähnliches mit. Sein fantastisches, eigensinniges Bauwerk in Hauterives bei Lyon steht unter Denkmalschutz. Ich habe Sault erlebt. Ein verstecktes Provence-Dörfchen. Die mühsame Anreise lohnt sich: Vom Dorfplatz auf 800 Metern Höhe blickt man hinab in ein violett schimmerndes Tal voller Lavendel und wieder rauf zum Mont Ventoux.

Ich habe acht Kilogramm Körpergewicht verloren, unzählige Bekanntschaften gemacht und Orte aufgesucht, deren Namen ich bis heute nicht aussprechen kann. Frankreich habe ich als Mosaik unterschiedlichster Traditionen, Mentalitäten und Dialekte kennengelernt.

Was eint diesen Flickenteppich? Vielleicht nur eine Lebenseinstellung. Sie besagt, dass man, statt verbissen einem Ziel hinterherzujagen, auch darauf bedacht sein darf, den sich ständig ändernden Weg dahin zu genießen. Seit jeher gilt meine Sympathie allen verschrobenen, in der falschen Zeit irrenden Lebenskünstlern, die sich diese Devise zu eigen machen. Und oft behalten die Traumtänzer am Ende recht.